

Die Neue Welt

Nr. 48

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1898

Zwei Menschen.

Roman von G. Fries-Schweizer.

(Fortsetzung.)

„Nein, was Sie hier geschrieben haben, gefällt mir nicht!“ rief Agestiu und legte Lovisa's Manuskript auf den Tisch.

„Wie so?“

„Die Schilderung ist viel zu zahm. Soll Ihr Roman Das werden, was ich mir davon versprochen habe, dann muß die Erzählung hier, wo das verführte, hintergangene und schmähtlich verlassene Weib seine Verzweiflung und sein Verbrechen schildert, rückhaltlos Alles sagen. Dieses Kapitel muß ein gellender Schmerzensschrei aus dem Lager jener von aller Welt Verstoßenen sein. Die Schilderung kann nicht drastisch genug werden. Alles, Alles müssen Sie sagen. Sonst fällt das Ganze todt zu Boden.“

„Aber,“ entgegnete sie ungläubig, „Alles kann man doch nicht schreiben?“

„Gewiß kann man das. In unserer naturhistorischen Zeit kann man und muß man Alles sagen. Was hat Zola nicht Alles sagen können, und was hat Hjalmar Thorsliten in seinem Roman „Theodora“ nicht Alles gesagt.“

„Sein Buch wurde aber beschlagnahmt und er selbst zu einer hohen Geldstrafe verurtheilt.“

„Das schadet nichts. Sie wissen von sich selbst, daß die Motive, die Sie zum Schaffen treiben, durchaus reine und sittliche sind. Was Sie da schreiben, soll doch ein Kunstwerk werden. Ein solches darf nicht mit demselben Maß gemessen werden, mit dem man im täglichen Leben mißt. Die Kunst hat ihre eigene Moral. Sie ist eben Moral, so lange sie Kunst ist.“

„Ach nein,“ stotterte sie, „davor ist mir doch bange.“

„Wen fürchten Sie? Was haben Sie zu verlieren? Sie können nur gewinnen!“

Sie saß in dem kleinen Sopha und sah ihn an, wie er da vor ihr stand, groß und kräftig, während das Feuer der künstlerischen Ueberzeugung sein hübsches Gesicht verklärte, und sie fühlte wieder diese Macht von ihm ausströmen, gegen welche sie sich nicht wehren konnte, diese Macht, die sie vom ersten Augenblick an zu einem willenlosen Werkzeug in seiner Hand gemacht hatte und sie zu gleicher Zeit zum Schaffen in seinem Geiste trieb.

„Gut, ich werde es versuchen,“ sagte sie und nahm ihm das Manuskript wieder ab. „Ich thue es auf Ihre Verantwortung.“

„Ja wohl!“ rief er, „auf meine Verantwortung.“

XXI.

Frühlingslüfte wehen über das Land. Die junge Saat lacht im heiteren Sonnenschein so frisch und grün, und das weißbemaalte Hauptgebäude auf Solhaug strahlt so weiß und grell, daß die alte Veret

Klöstin, die heute im Flecken die Post geholt hat, ihre Augen beschatten muß, als sie gegen den Hof hinausblickt.

Ragnhild ist durch den Garten gegangen und steht winkend an der südlichen Pforte. Sie hat Veret angerufen und gefragt, ob heute Briefe für sie da wären. Aber der Fluß brummt in der Tiefe, und die vielen Bäche, die sich vom Björneberg herabstürzen, summen und füllen die Luft mit solchem Getöse, daß die Antwort ihr unverständlich bleibt. Sie ruft noch einmal, Veret bleibt wieder stehen und hält als Antwort einen Brief in die Höhe.

Jetzt kommt die Alte stöhnend den steilen Feldweg empor, der unten bei der alten Linde quersfelds ein abbiegt.

„Puh! . . . Es liegt mir schwer auf der Brust . . . Kann keine Luft bekommen . . . Puh, der Berg. Ich werde alt, Ragnhild.“

„Unfimm, Mütterchen, Du bist ja noch die reine Jugend. Komm, nimm meinen Arm, so! Was ist das für ein Brief, den Du da hast?“

„Er ist nicht von ihm, mein Kind, nicht von ihm, siehst Du wohl, ich kenne ja seine Buchstaben, er hält uns knapp mit Nachrichten in der letzten Zeit. Da hast Du den Brief, seines Papier und stattliche Schrift, ist auch von die Hauptstadt, aber nicht von ihm. Er hat wohl zu viel zu thun mit die Romane, die er jetzt schreibt. Nun sieh doch nach, von wem er ist.“

„Er ist von Babbu, von Frau Danielsen,“ sagt Ragnhild. Ihr wird so sonderbar zu Muth. Seit ihrem Besuch ist nur ein einziger Brief gewechselt worden, der konventionelle Dankesbrief. Mit gemischten Gefühlen nimmt Ragnhild den Brief. Viel Gutes kann nicht mehr von der Seite kommen, das sagt ihr ihr Gefühl. Darum will sie auch lieber allein sein, wenn sie ihn öffnet; und zu dem Zweck geht sie in das Birkenwäldchen hinter dem Stall. Aus der Schonung mit manns hohen Neupflanzungen ist eine Gruppe prächtiger Bäume geworden. Hier hat Ragnhild ihren Lieblingsplatz; unter einer schönen Hängebirke steht eine Bank, von welcher sie die herrlichste Aussicht hat. Rechts tief unten summt und brummt der Fluß sein altes wehmüthiges Lieb, dahinter erhebt sich der Berg. Er blickt sie an mit dem alten wohlbekannten Gesicht, nicht eine Miene hat er verzogen, seit sie denken kann. Die Häuser werden von lüppigem Unterholz verdeckt, dessen Laub gerade im Begriff ist, sich zu entfalten. Durch eine Oeffnung kann sie die grünenden Felder erblicken und weit zurück die alterthümliche Kirche am See und links davon den Flecken. Hier, wo sie jetzt sitzt, hat sie in aller Stille so manchen schweren Kampf ausgefochten, wenn der Vater seine lässige Laune

gegen sie hatte austoben lassen, oder wenn kränkende Bemerkungen ihrer Eltern oder anderer Menschen sie verlegt hatten. Hier war der stille Ort, nach dem sie sich zurückzog, um mit ihrem Schmerz allein zu sein, wenn Zweifel und Gram ihr Herz quälten, hier weinte sie sich aus in stillen Stunden, während die Sonne blutroth hinter den dunklen Laubemipfeln jenseits des Flusses versank, und lange traumhafte Schatten die Landschaft umfingen.

Jetzt sitzt sie da mit dem geöffneten Brief in der Hand. Eine bange Ahnung schürt ihr das Herz zusammen. Sie schaudert davor zurück, den Brief zu lesen, als würde dadurch der Faden zerrissen, an dem ihre Hoffnung und ihr Lebensglück hängen.

„Liebste Freundin!“

Wenn ich Dir diese Zeilen schicke, dann geschieht es aus einem Gefühl heraus, das unsere einstige Freundschaft in mir wieder wach werden ließ. Aus Pflichtgefühl und Freundschaft einem Wesen gegenüber, das mir nahe gestanden und für das ich noch immer lebhaftes Sympathie empfinde. Es wäre in meinen Augen eine grausame Ungerechtigkeit, wenn ich, die einzige Freundin, die Du hier in der Stadt hast, Dich noch länger in Ungewißheit über gewisse Dinge ließe, die hier schon lange genug Stoff zu interessantem Stadtklatsch gegeben haben. Im Anfang wollte ich den Gerüchten keinen Glauben schenken, aber als mir schließlich dieselbe Geschichte von verschiedenen Seiten erzählt wurde, beschloß ich, den Sachverhalt persönlich zu untersuchen. Das habe ich nun gethan, und das Resultat meiner gewissenhaften Untersuchung ist, daß der Stadtklatsch nur allzu recht hatte in dem, was er über Deinen Verlobten erzählte. Er hat ein Verhältniß. Eine junge Dame von ziemlich obskurer Vergangenheit ist seine Geliebte, die er allein aushält und zu den verschiedensten Stunden des Tages besucht. Ich habe die Wirthin dieser Dame selbst gesprochen und aus ihrem Munde erfahren, daß Agestiu vor sechs Monaten zu ihr kam, um für seine ‚Cousine‘ ein Zimmer zu miethen. Einige Tage darauf bezog die ‚Cousine‘ das Zimmer, in dem sie noch heutigen Tages wohnt. Durch meine Beziehungen zu unseren Literaten habe ich erfahren, daß Agestiu bereits mehrere tausend Kronen Vorschuß genommen hat, um diesen kostspieligen Luxus ermüthlichen zu können; aber das ist ja eine Sache, die erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Die Hauptsache ist, daß er Dich durch einen Zeitraum von sechs Monaten systematisch betrügt.“

Ragnhild sah nichts mehr, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen und der Brief entfiel ihrer Hand.

Ihr war, als müßte sie ersticken. Endlich bekam sie Luft, indem die Thränen gewaltsam hervordrangen. So sollte es also enden! Ihr Jugendtraum, ihre Liebe, der Stern, um den sich ihr Leben schloß, von dem es Nahrung sog, ohne den es verwelken würde, dieser Stern war wurmfressig! Zerfressen von Lüge und Falschheit! Ihre und Agestin's schöne, ideale Jugendliebe wurmfressig? Nun, wenn die auch eine Plage gewesen war, dann gab es nichts Wahres, nichts Echtes mehr auf der Welt! . . . Ragnhild weinte bitterlich und rang die Hände in wildem Schmerz. . . . Plötzlich fuhr sie blüßschnell in die Höhe und presste die Hände gegen das stürmisch klopfende Herz. Wenn das ganze nur Verleumdung wäre? Das Blut stockte in ihren Adern. Der Ausdruck ihrer schönen Augen war ein einziger inbrünstiger Wunsch, daß es so sein möchte, aber diese Anwendung dauerte nicht lange. Eine solche Schledchtigkeit konnte sie Babbi doch nicht zutrauen. Sie nahm wieder auf der Bank Platz. Ihre Thränen waren allmählig versiegt, und sie starrte mit einem nach innen gekehrten Blick vor sich hin. Stillbewegt blickte sie auf ihr Leben zurück, wie es da hinter ihr lag . . .

Nicht Tage darauf saß Ragnhild mit ihren Eltern in der guten Stube und las ihnen die Landeszeitung vor. Veret klößten, die seit einigen Jahren als ganz zur Familie gehörig betrachtet wurde, hoßte am Ofen und strickte. Neben ihr lag Kari, die schwarze Klage, mit geschlossenen Augen und spamm. Ihre Schwester Mari saß im Fenster und schaute nachsinnend in den Garten hinab, wo ein milder Frühlingregen rauschend in das weisse Laub vom vorigen Herbst hinabfiel. Der Pendel der alten Wanduhr ging regelmäßig hin und her und schlug sein gleichmäßiges Tick-tack.

Es waren aufregende Nachrichten vom politischen Schauplatz, die soeben vorgelesen worden waren, Uneinigkeit innerhalb der nationalen Partei, Rüstungen jenseits der Grenze, Gewitterwolken am ganzen Horizont. Es lag förmlich etwas wie Leidenschaft in der Sprache der Landeszeitung. Aber die alte Uhr schlug ruhig ihr Tick-tack, Mari schnurrte und Kari leckte ihre Pfoten.

„Beschlagnahme! . . .“

„Was sagst Du da, Ragnhild?“

Keine Antwort. Aber ihre Züge veränderten sich, Leichenblässe verbreitete sich über ihr Gesicht; sie hebt die Zeitung mit den zitternden Händen, um sie den Augen näher zu bringen, als wäre ein Irrthum möglich, und ihre Augen starren das Blatt an, als wollten sie aus ihren Höhlen treten. Ein Schrei entringt sich ihrer Brust, sie stürzt zu der alten Veret hin, wirft sich ihr an den Hals und stöhnt, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Was in aller Welt ist mit Dir, mein Kind?“ fragt die Mutter. Es ist ihr wie ein Stich durch's Herz gegangen, daß die Tochter in ihrer Qual anstatt zu ihr, der eigenen Mutter, zu Veret gestoben ist. Indessen hat sie sich rasch der Zeitung bemächtigt und findet nach einigem Suchen das fett gedruckte Wort, welches ihr zuerst so räthselhaft geklungen hat:

„Beschlagnahme!“

und darunter die für sie Alle beschämende Erklärung, daß Agestin's Roman „Ein Weib“ am Tage nach dem Erscheinen polizeilich verboten worden war. Gleichzeitig mit seinem Buch theilte noch ein zweiter Roman dasselbe Schicksal. Es war von einer Dame geschrieben und hieß „Mathea's Tagebuch“.

Veret klößten konnte vor Angst lange kein Wort über ihre Lippen bringen, aber endlich brach es wie ein Nothschrei aus ihrer gepeinigten Brust hervor: „Was haben sie ihm gethan! Sie wollen doch nicht meinem Jungen etwas Böses thun?“

„Wech!“ rief Knud mit unwirschiger Stimme und ergriff die Zeitung.

„Nun, was habe ich gesagt? Da könnt Ihr sehen, daß ich Recht hatte!“ brummte er ärgerlich. „Solchen Taschenspielerien folgt kein Segen. Wozu alle die Bücher? Wir haben ja die Bibel. Sie enthält n. hr Weisheit als alle Romane der Welt zusammen genommen.“ Darauf wandte er sich an Ragnhild: „Und Du, mein Kind, wirfst Dich jetzt wohl endlich entschließen, Peder Storebradten zu

heirathen. Bedenke, wir, Deine Eltern, werden alt, wer soll nachher den Hof bewirthschaften? . . . Etwa Agestin?“

Margit faltete die Hände und sagte: „Der unjüngere Geist ist in ihn gefahren, und Du sollst Dein Herz von ihm wenden, denn er hat Gott verlassen. Er hat ihn gerichtet. Amen.“

Darauf erhob sich Kari, machte einen trummen Buckel und gab durch ein lautes und vernehmbares Miau ihre volle Zustimmung kund. Mari leckte ihre Pfoten, als wollte sie sagen: Ich wasche meine Hände in Unschuld, und die alte Uhr sagte Tick-tack, Tick-tack.

XXII.

Zu der Zeit, als Agestin's und Lovisa's Romane herauskamen, um sofort von der Polizei verboten zu werden, wurde eine erbitterte Zeitungsfehde zwischen zwei grundverschiedenen Richtungen in Kunst und Literatur geführt. Die Beschlagnahme dieser beiden Bücher fachte das Feuer derart an, daß es in hellen Flammen aufloderte. Ein Professor der Literaturgeschichte schrieb meterlange Abhandlungen über defadente Kunst, über „Kunstmoral“ und „Moral-kunst“. Er machte der wohlweisen Polizei seine tiefste Reverenz und sagte ihr im Namen des gesammten, wohlgesitteten Spießbürgerthums seinen innigsten Dant, weil sie so väterlich dafür Sorge trug, daß den kleinen Backfischen und anderen unreifen Lesern keine Gelegenheit geboten wurde, wurmfressige Geschichten zu Gesicht zu bekommen. Ihm antwortete eine mächtige Stimme jenseits des Kattegat. Es klang wie Kanonendonner vom Dersund. Dem moralischen Professor wurde gerathen, aus der kleinen spießbürgerlichen Moral-Gasse, womit es ihm beliebte, hervorragende literarische Werke zu messen, eine Ruthe für unartige Kinder zu machen. Der Einspruch des großen dänischen Kritikers verrückte die strategischen Linien um ein Bedeutendes. Die zwei beschlaggenommenen Romane waren von ihm als hervorragende Leistungen bezeichnet worden. Selbst Leute, die sich sonst nicht die Mühe gaben, viel zu denken, über-raschten sich selbst mit folgender Frage: „Wer versteht wohl mehr von Literatur, der nordische Literaturgigant oder der Polizeimeister von Kristiania?“ Und wieder brach eine wahre Sintfluth von Zeitungsartikeln über die Häupter „des Polizeimeisters“ und seiner Milchschwester, des moralischen Professors“ herein. Man verlangte laut, daß die Beschlagnahme der beiden Bücher aufgehoben werde. Es bildete sich sogar im Laufe der Zeit unter den für Kunst und Literatur Interessirten eine starke Partei, die es prinzipiell für ein Unthun hielt, daß die Polizei mit solcher Machtvollkommenheit über künstlerische Erzeugnisse Zensur üben durfte. Im Großen und Ganzen deckte diese Partei sich so ziemlich mit der sozial und politisch fortschrittlich gekonnenen demokratischen Partei, während die Gegner in der Mehrzahl dem konservativen Lager angehörten. Genauer betrachtet war darum der erbitterte Streit für und wider die Zensur ein sozialer Kulturkampf, dessen nomineller Janfapel die beiden Romane geworden waren. Auf diese Weise wurde Agestin's Name immer bekannter. Aber das Publikum wollte nicht seine früheren Bücher kaufen; jezt wollte man eben „Ein Weib“ lesen; man war der Beoormundung des Polizeimeisters überdrüssig und verlangte laut und energisch die Freigabe des Buches, damit man sich sein eigenes Urtheil bilden könnte.

Und der Streit ließ nicht nach. Kaum war es einigermaßen ruhig geworden, loderte es an einer Stelle auf, wo man es am allerwenigsten erwartet hatte. Die Gelegenheitsursache konnte das Erscheinen irgend eines neuen Buches, eine Bilderausstellung oder irgend etwas sein, wodurch den verschiedenen Kunstanschauungen Gelegenheit geboten wurde, sich geltend zu machen, und ehe man es sich versah, war die alte Fehde wieder in vollem Gange, ein sprechender Beweis dafür, wie tief die Kluft zwischen den beiden Richtungen geworden, und vor Allem ein Zeichen, daß die Bedeutung der kulturellen Mission der modernen Kunst dem Publikum zum Bewußtsein gekommen war . . .

Agestin ging es unterdessen herzlich schlecht. Der

so ganz unerwartete Schlag hatte zwar nicht seine Energie gelähmt, auch nicht seinen Muth gebeugt, aber er war durch ihn verbittert worden. Unerwartet kam der Schlag, weil Agestin von dem Ziel, dem er zustrebte, so gänzlich geblendet war, daß er die Stellen in seinem Buch, die beim Jenfor Anstoß erregen konnten, nicht sah oder nicht sehen wollte. Er hatte die feste Ueberzeugung, daß Derjenige, welcher nicht unthwillig in seinem Roman etwas Schädliches oder Verderbliches finden wollte, es auch nicht konnte . . .

Eines schönen Tages bringt ihm der Postbote einen Brief. Er ist von Ragnhild, aber als er das Kuvert geöffnet hat, findet er in demselben weiter nichts als Babbi's Brief an Ragnhild und folgende Zeilen an ihn selbst: „Was soll ich davon glauben?“ Aufgebracht und in der furchtbarsten Aufregung setzt er sich sofort an den Schreibtisch, legt Babbi's Brief in ein Kuvert und versieht ihn mit folgender Antwort: „Glaube davon, so viel wie Du willst. Ich wünsche, daß Du Dich von jezt an als frei betrachtest. Ich bin verschuldet und verdiene nichts, bin als schädlich für die Moral an den Pranger gestellt worden, das heißt öffentlich gebrandmarkt. Laß mich gehen. Agestin.“

Der Brief, den Ragnhild darauf hin schrieb, in welchem sie ihn um Verzeihung bat, daß sie auch nur einen Augenblick an seiner Treue hatte zweifeln können, in dem sie ihn beschwor, den Muth nicht zu verlieren, sondern fest und mutbig das hohe Ziel zu verfolgen, gleichviel, ob die Menschen ihn und die Mittel verkannten, deren er sich zu diesem Zweck bediente, wenn er nur in seinem eigenen Bewußtsein rein da stände, dieser rührende Brief, der ihm gezeigt hätte, daß ihm in dieser schweren Zeit der Prüfung ein treuer Kamerad zur Seite stand, ging — da er gerade in diesen Tagen seine Wohnung wechselte — verloren. Zu all dieser Bitterkeit kam auch noch der Schmerz, täglich sehen zu müssen, wie Lovisa mit unheimlicher Schnelligkeit dahin welkte, gleich einer Pflanze, an deren Lebensmark ein heimlicher Wurm nagt. Als Agestin eines Tages an ihre Thür klopfte, bekommt er keine Antwort. Er wundert sich darüber, weil sie am Tage vorher unpäßig gewesen ist und bestimmt erklärt hat, nicht ausgehen zu wollen. Da auf sein wiederholtes Klopfen noch immer keine Antwort erfolgt, öffnet er die Thür und findet das Zimmer leer. Auf dem Tisch liegt ein Brief. Dieser Brief enthält nur die Erklärung, daß sie sich gezwungen sähe, fortzugehen, wohin, sagte sie nicht, und er sollte nicht nach ihr forschen. In rührenden Worten nahm sie von ihm Abschied und dankte ihm für alle seine Güte und Freundschaft.

Da stand er nun allein und verlassen, auf den Trümmern seiner kühnen Träume. Er gab Unterricht wie zuvor, überfeste aus dem Englischen und schlug sich durch, wie er konnte. —

XXIII.

Hinter der Dreieinigkeits-Kirche erhebt sich ein kahler, unheimlicher Felsen; er steigt senkrecht von der Straße empor, die hinter der Kirche nach dem armen, verwahrlosten Stadttheil Hammersborg und nach dem Christi-Kirchhof führt. Auf diesem Felsen steht ein altes Haus von schmutzig-grauer Farbe; es steht so hart an dem Plateaurand, daß Fels und Mauer eine senkrechte Wand bilden. Das Ganze bildet eine schattenlose, kahle Fläche ohne jegliche Verzierung, ohne jegliche architektonische Linie, es sieht so öde und freudlos aus, daß dem Vorübergehenden eine Empfindung des Unbehagens aufgedrungen wird. Hätte der Baumeister, der in längst verschwundenen Zeiten jenes Scheusal eines Bauwerks auführte, ihm bewußt diese Physiognomie gegeben, um sinnbildlich das graue, trostlose Gland zu veranschaulichen, das dereinst hinter seinen Mauern hausen würde, er hätte diese Aufgabe nicht geistreicher lösen können . . .

An der kurzen Querwand eines einfenstrigen Zimmers steht ein Bett. An dem Kopfende hängt ein Blechschild mit der Nummer 5. Ein junges Weib, dessen abgemagerte Züge von einstiger Schönheit

sprechen, liegt in dem Bett, die großen, seelenvollen Augen hängen mit gespanntem Ausdruck an den Lippen der Pflegerin, die neben dem Krankenbette sitzt. Schwester Ragnhild hat sich vom jourhabenden Arzt die Erlaubniß ausgebeten, der Nummer 5 die letzten Stunden durch ihre Gegenwart zu erleichtern. Die Diagnose der Ärzte geht dahin, daß die Kranke höchstens noch vierundzwanzig Stunden leben kann.

„Erzähle mir noch etwas mehr von ihm,“ bittet die Leidende mit schwacher Stimme.

„Ja, nun habe ich Dir Alles erzählt, bis auf das Letzte.“ Mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln zieht Ragnhild Babbis Brief aus der Tasche: „Du willst den Schluß hören? . . . Gut! Er geht aus diesem Brief hervor.“

Während sie der Kranken laut vorlas, färbten sich die bleichen Wangen, und mit einer Energie, die man dem schwachen Geschöpfe kaum zugetraut hätte, sagte sie, indem sie der Schwester fest in die Augen blickte: „Das ist eine arge Verleumdung.“

„Was ist Verleumdung?“

„Daß ich seine Geliebte war. Seine Lippen haben nie die meinen berührt . . .“

Der Schwester flimmerte Alles vor den Augen, und es sang und klang vor ihren Ohren. Hatte sie recht gehört?

„Unser Verhältniß war ein rein platonisches,“ fuhr die Kranke fort. „Er war der Wohlthäter, der edle, selbstlose Freund, der das verachtete Weib aus dem Stein hob und es mit Wohlthaten überschüttete. Er ist der beste Mensch, den ich kennen gelernt habe und der einzige Mann, dem ich meine Achtung zolle.“

Ragnhild verschlang jedes ihrer Worte mit einem wahren Heißhunger.

„Ist er denn nie mit . . . so etwas gekommen?“

„Was verstehst Du unter . . . so etwas?“

„Nun . . . Liebesgeständnisse und dergleichen.“

Lovisa zögerte etwas mit der Antwort, dann sagte sie leise, aber bestimmt: „Nein.“

„Ich glaube, Du hast ihn am Ende mehr geliebt als den Anderen?“

„Ja, ich habe ihn geliebt. Darum konnte ich ihm auch das schwerste Opfer bringen: ihn ohne Abschied verlassen.“ — „War das nöthig?“

„Ich hätte sonst nicht gehen dürfen. Er war ja so gut. Obgleich ihn dasselbe Schicksal getroffen hatte wie mich, und er nicht wußte, wo er das trockene Brot hernehmen sollte, so wollte er doch noch immer für mich sorgen, bis es mir gelungen wäre, durch meine Schriftstellerei eine feste Position zu gewinnen. So weit ist es also wahr, was in diesem Briefe steht; er hat ein Zimmer für mich gemiethet und hat für mich gesorgt, nur daß seine Motive dabei durchaus rein und selbstlos waren. Derjenige, der diesen Brief geschrieben hat, muß etwas Böses im Sinne gehabt haben . . . Wer ist das . . . Babbis?“

„Frau Babbis Danielsen, eine schöne, junge Frau, die auch ein Auge auf Agestim geworfen hatte.“

„Ich entsinne mich, daß er von ihr gesprochen hat. Was thatst Du nun, als Du diesen Brief erhalten hast?“

„Ich schickte ihm diesen Brief.“

„Nun, und was sagte er dazu?“

„Nichts. Er schickte mir ihn wieder und sagte, ich könnte so viel davon glauben, wie ich möchte, und dann schrieb er, daß ich frei wäre . . . mit anderen Worten: er machte die Verlobung rückgängig, verstehst Du? Ich schrieb ihm wieder, bekam aber keine Antwort, vielleicht hat er den Brief garnicht erhalten.“

Ragnhild's Stimme ersticke in einer Thränenflut. Die Andere lag da, still und bleich, die großen, dunklen Augen sorgenschwer auf die Schwester gerichtet. „Du wirst ihn wiederfinden,“ sprach sie mühsam, „grüße ihn dann von mir, er möchte mir nicht böse sein, weil ich keinen Abschied von ihm genommen, es geschah in seinem Interesse. Wenn ich nun sterben werde, Ragnhild, hinterlasse ich nichts als meinen Roman. Er ist mein Vermächtniß an die Welt, in der ich mich so schlecht zurecht zu finden wußte. Sollte er einmal etwas einbringen, dann bist Du mein Erbe, Du und er, denn Ihr werdet

ja doch Eins. Und nun will ich mich zur Ruhe legen, Schwester, erzähle mir mehr von ihm . . .“

In Thränen gebadet saß Ragnhild da und erzählte, was ihr gerade einfiel. „Ich werde ihn wiederfinden, sagst Du? Mögest Du Recht behalten! . . . Ich hielt es nicht länger auf Solhang aus, ein unwiderstehlicher Drang trieb mich dorthin, wo er war, ich mußte ihn wiedersehen. Als ich hier in Kristiania ankam, wußte ich garnicht, was ich und wo ich anfangen sollte, gänzlich mittellos, wie ich da stand. Zum Glück traf ich gleich nach meiner Ankunft hier Dr. Soot, den ich bei meinem vorigen Aufenthalte hier kennen gelernt hatte. Durch seine Vermittelung ist es mir gelungen, die Stelle hier als Krankenschwester zu bekommen . . .“ Leise Schritte ertönten. Der Arzt stand neben ihr.

„Was fällt Ihnen ein, Schwester Ragnhild, mit wem reden Sie denn? Sie sehen doch, daß Nummer fünf bereits todt ist! . . .“ Ein kalter Schauer durchfuhr Ragnhild. Sie wuschte sich die Thränen aus ihren Augen und neigte sich über das marmorbleiche Antlitz. Ja, sie war todt, ein schmerzreiches Leben war beendet.

Ragnhild glättete das Haar der Entschlafenen und streichelte die magere Wange, neigte sich dann über sie und drückte einen Kuß auf die Stirn, indeß die Thränen ihr aus den Augen strömten und tropfenweise auf Lovisa's Haar fielen. . . .

Als der Mond eine halbe Stunde später durch das kleine Fenster wehmüthig hereinlugte, funkelte es gleich einem Diadem echter Steine von Stirn und Haar der Todten. Es waren die Strahlen des Mondes, die sich in den Thränen der Barmherzigkeit brachen. — —

(Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Elektrizität für die Industrie.

Von S. Lux.

Die Anwendung der Elektrizität in der großen Industrie ist noch nicht sehr alt und reicht nicht über das letzte Menschenalter hinaus; aber trotzdem macht sich bei keiner anderen Naturkraft die eigenthümliche Erscheinung geltend, daß die Bedeutung dieser Naturkraft eher überschätzt als unterschätzt wird. Giebt es doch sogar nicht Wenige, die von der Elektrizität schlechthin Alles, selbst das Unwahrscheinlichste erhoffen, daß nämlich durch ihre Hülfen der versinkende Mittelstand, das Kleinhandwerk zu neuem Leben geweckt werden könnte, daß sie sogar im Stande sei, im kapitalistischen Produktionsprozesse die Arbeitsmühe des Lohnsklaven zu erleichtern.

Eine Erklärung für diese absonderliche Erscheinung, die in lebhaftem Gegensatz zu der Feindseligkeit steht, mit der am Anfange des Maschinenzeitalters die Werkzeugmaschine begrüßt wurde, ist unter anderem darin zu erblicken, daß in unserer Zeit kein Zweig der Technik ähnlich überraschende Fortschritte zu verzeichnen hatte, die selbst das Unmögliche als möglich erscheinen lassen.

An dieser Stelle sollen aber nur die spezifischen und unmittelbaren Leistungen der Elektrizität, durch die sie direkt in den modernen Produktionsprozess eingreift, besprochen werden.

Der Natur der Sache nach können wir deshalb hier zunächst nur von den Leistungen der Starkstromtechnik, von der Verwendung im Allgemeinen sehr starker Ströme sprechen, während die Besprechung schwacher Ströme, wie dies insbesondere bei dem Telegraphen und dem Telephon der Fall ist, einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben soll.

Der elektrische Strom wird nun in der verschiedenartigsten Weise in der Industrie nutzbar gemacht, und zwar je nachdem er dynamische, chemische oder Wärmewirkungen ausübt. Diese drei verschiedenen Wirkungsarten des elektrischen Stromes in ihrer Bedeutung für die Technik und die Industrie sollen voneinander gesondert betrachtet werden.

Die elektrodynamischen Wirkungen der Elektrizität und ihre Bedeutung für die Industrie.

Die dynamischen (Kraft-) Wirkungen der Elektrizität werden in der Industrie erst seit ungefähr zehn Jahren in größerem Maßstabe ausgenutzt.

Das Mittelglied ist hier der Elektromotor, der im Prinzip nichts anderes als eine umgekehrte Dynamomaschine ist, von der in den einleitenden Aufsätzen die Rede war.

Man erzeugt heute die Elektrizität im Großen ausschließlich mit Hilfe von Dynamomaschinen, bei denen man eine Anzahl von Drahtwindungen in dem magnetischen Felde von Elektromagneten vorüberführt. In den Drahtwindungen entstehen dann, wie wir früher gesehen haben, elektrische Ströme. Benutzt man zunächst nur den sogenannten remanenten Magnetismus der Elektromagnete, jenen Bruchtheil von Magnetismus, der auch in weichem Eisen zurückbleibt, wenn die Schenkel der Elektromagnete auf irgend eine Weise vorher magnetisirt worden waren, so werden entsprechend dem schwachen magnetischen Felde nur schwache elektrische Ströme in unserer Dynamo entstehen. Leitet man jedoch diesen schwachen Strom — ehe man ihn im äußeren Stromkreise benützt — oder wenigstens einen Theil von ihm zunächst wieder um die Schenkel der Elektromagnete, so werden diese, wie wir aus den früheren Auseinandersetzungen gelernt haben, schon in etwas stärkere Magnete verwandelt werden; das nunmehr bestehende stärkere magnetische Feld erzeugt entsprechend wieder stärkere elektrische Ströme in den rotirenden Drahtspulen, die stärkeren Ströme verstärken wieder den Magnetismus der Elektromagnete, es entstehen noch stärkere Ströme usw., bis die Elektromagnete keinen weiteren Magnetismus mehr aufzunehmen vermögen, und in unseren Drahtwindungen ein elektrischer Strom von konstanter Stärke verläuft.

Dieses Prinzip wurde zum ersten Male von Werner Siemens im Jahre 1868 benützt und bildet geradezu die Grundlage der Elektrotechnik.

Leitet man nun umgekehrt den elektrischen Strom in den beweglichen Theil einer Dynamo, den man Anker oder Armatur nennt, so wird die verschiedene Richtung der bewegten Frikionsmolekeln — einmal in den Wirbelfäden des magnetischen Feldes und dann in den Spulenwindungen des Ankers — den beweglichen Theil der Dynamo in Rotation versetzen. Und ebenso, wie die Stärke des in der Dynamomaschine erzeugten Stromes von der Stärke des magnetischen Feldes und der Geschwindigkeit der bewegten Spulen abhängig war, so ist nun die Energie der bewegten Armatur abhängig von der Stärke des in die zweite Maschine hineingeleiteten Stromes und ihres magnetischen Feldes.

Da diese Bewegungsenergie direkt dazu verwandt werden kann, mechanische Arbeit zu leisten, so haben wir in der zweiten Maschine einen Motor, einen sogenannten Elektromotor vor uns.

Es ist nun allgemein bekannt, daß man mit Hilfe isolirter Drähte die elektrische Energie beliebig weit fortleiten kann, man ist also in der Lage, vermittels des Elektromotors die von der Dynamo gewonnene elektrische Energie in beliebiger Entfernung von dieser zur Leistung mechanischer Arbeit nutzbar zu machen. Läßt man also von den Fällen des Niagara oder den Stromschnellen des Rheines Dynamomaschinen in Bewegung setzen, so kann man die in elektrische Ströme verwandelte Energie des strömenden Wassers in New-York oder in Mülhausen wieder nutzbar machen.

Die Fernleitung der Elektrizität findet jedoch sehr bald ihre praktischen Grenzen. Da sie beim Durchgang selbst der besten Leitungsmaterialien einen Widerstand zu überwinden hat, der mit der Länge der Leitungen wächst, so werden die Elektrizitätsverluste in den Leitungen schließlich so groß, daß die elektrische Fernleitung der Elektrizität nicht mehr lohnt. Die relativen Elektrizitätsverluste werden um so größer, je geringer der vorhandene Druckunterschied (Spannung) ist, umgekehrt werden die Verluste geringer, wenn der Druckunterschied ansteigt.

Man kann also hochgespannte Ströme / Ströme

von sehr großem Gefälle, oder sehr großem Druckunterschiede am Anfange und Ende der Leitung) mit geringeren Einbußen fortleiten als niedrig gespannte Ströme.

Aus Gründen, die hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde, kann man nun Gleichstrom, der im Allgemeinen die größten Vortheile bietet, nicht leicht mit der für Fernleitung erforderlichen hohen Spannung erzeugen. Bei 2 bis 3 Kilometer Entfernung findet deshalb auch die Fernleitung starker Ströme von relativ niedriger Spannung ihre praktische Grenze. Dagegen vermag man den Wechselstrom und auch seine Abart, den Drehstrom, in thatsächlich unbegrenzt hoher Spannung zu erzeugen, und es sind direkt durch Maschinen bereits Spannungen von 30 000 Volt* und mehr erzeugt worden. Außerdem aber vermag man dem Wechselstrom mit Hilfe der sogenannten Transformatoren jeden beliebigen Druckunterschied zu erteilen. Man kann ebensogut einen hochgespannten Strom in einen solchen von niedriger Spannung als auch einen niedrig gespannten Strom in einen außerordentlich hoch gespannten Strom verwandeln.

Diese besondere Eigenthümlichkeit des Wechselstromes macht ihn zu Kraftübertragungszwecken auf große Entfernungen hin vornehmlich geeignet. Allerdings ist diese Erkenntnis noch gar nicht sehr alt, denn zum ersten Male auf der Frankfurter Elektrizitätsausstellung im Jahre 1891 wurde das Experiment, das nachmals eine so eminente wirtschaftliche Bedeutung gewinnen sollte, gemacht, mit Hilfe von Drehstrom und Transformatoren eine bedeutende Energiemenge auf eine große Entfernung hin zu übertragen.

Das genannte großartige Experiment, das Hunderttausende von Mark verschlungen hat, steht in der That am Anfange einer neuen Periode der technischen Entwicklung.

Die Bedeutung der Dampfmaschine für die Entstehung des industriellen Kapitalismus ist unseren Lesern im Allgemeinen bekannt, aber man nahm vom letzten Drittel der vorigen Jahrhunderte bis in die Gegenwart hinein zu der wenig ökonomischen und theuren Kohle in Unmasse verwüsthenden Dampfmaschine nur deshalb seine Zuflucht, weil die weit billigeren Wasserkräfte der Natur, die an sich genau dasselbe zu leisten vermögen, wie die Dampfmaschine, in der Natur leider zumeist dort vorhanden sind, wo sie für die industrielle Verwerthung am unbequemsten sind, nämlich im Gebirge, fernab von den Zentren der Industrie und den großen Handelswegen.

Es unterliegt nun gar keinem Zweifel, daß der Mensch auf die im Ueberflusse vorhandenen Wasserkräfte mit Vergnügen zurück greift, wenn man deren Energie eben so gut in der Ebene, als im Gebirge ausnützen kann.

Diese Möglichkeit ist nun durch die Verwendung der elektrischen Energieübertragung gewährt. Selbst in der unwegsamsten Bergschlucht vermag man noch immer ein Wasserrad, oder eine Turbine aufzustellen, die eine Dynamomaschine antreiben. Und die erzeugte elektrische Energie kann man dann in beliebige Entfernungen hin fortleiten bis zu den Orten, wo man mechanischer Kräfte für die Industrie benötigt. Seitdem durch die Frankfurter Elektrizitäts-Ausstellung die praktische Möglichkeit bzw. die wirtschaftliche Rentabilität einer derartigen Fernleitung von elektrischer Energie dargethan worden ist, sind denn auch in der That aller Orten großartige Elektrizitätswerke entstanden, die

sich die Fernleitung der Elektrizität, die durch die Energie strömenden Wassers erzeugt worden ist, nach mehr oder weniger entfernten Orten zur Aufgabe gemacht haben.

Am Niagara sind Anlagen entstanden, in denen bereits ungezählte Tausende von Pferdekraften in Elektrizität verwandelt und in dieser Gestalt an die

Thal ebenfalls ohne Kosten von den Bergen fließt, dabei eine immense lebendige Kraft entwickelt, so sind mit der Ausnutzung der Wasserkräfte anstatt der theuren Kohlen gewaltige wirtschaftliche Ersparnisse verbunden. In der That wird überall dort, wo Dynamomaschinen durch Wasserkraft angetrieben werden, die Nutzpferdekraft billiger abgegeben, als man sie sich allein durch Dampfmaschinen zu erzeugen vermag.

Die Billigkeit in der Erzeugung der Betriebskraft, die einen so wesentlichen Faktor für die moderne Produktion bildet, ist der springende Punkt für eine ganze Reihe von Industrien. Jede Ersparnis an dieser Stelle setzt den Waarenpreis herab, ermöglicht eine erhöhte Konkurrenz, vermehrt die Waarenherstellung, erhöht die Kultur.

Von bedeutendem wirtschaftlichen Interesse ist es aber auch, daß selbst bei der Erzeugung der Elektrizität vermittelst Dampfmaschine, wenn sie nur in großem Maßstabe geschieht, der Elektromotor wesentlich billiger arbeitet als eine gleich leistungsfähige Dampfmaschine. In der Nähe von Berlin befindet sich jetzt ein riesiges Elektrizitätswerk im Bau, worin 50 000 Pferdestärken, durch Dampfmaschine erzeugt, in Elektrizität verwandelt werden sollen. Mit einem gewaltigen Gürtel elektrischer Drähte wird dann Berlin umspannt werden, und es ist für uns gar keine Frage, daß in den Vororten von Berlin der Elektromotor allmählich die Dampfmaschine verdrängen wird. Wenn schon heute Berlin ein Industriezentrum allerersten Ranges ist, so wird durch dieses gigantische Unternehmen die Berliner Industrie neue, lebenskräftige Förderung erfahren.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich jedoch eine Bemerkung nicht unterlassen, die ich zwar schon an anderer Stelle gemacht habe, die aber mit dem besprochenen Thema in engem Zusammenhange steht. Ich meine die soziale Mission, die der Elektromotor zu erfüllen im Stande ist.

Der Elektromotor gewährleistet eine zentralisirte und daher so billige Kraft-erzeugung, er ermöglicht aber gleichzeitig auch eine Dezentralisation der Industriestätten und damit eine Auflösung der Städte.

Bereits Fourier hatte auf die soziale Gefahr der großen Städte hingewiesen. Aber nicht bloß die Menschen leiden bei der engen Zusammenpferdung Schaden, sondern bei einem gewissen Grade der Konzentration wird auch die Industrie selbst geschädigt, weil ihr ein wichtiges Lebensmoment, oder vielmehr das wichtigste Lebensmoment der Dampfmaschine und einer ganzen Reihe von Berufsgruppen (Züberei, chemische Industrie usw.), nämlich das Wasser, infolge der Zusammenbrängung der Menschen, infolge der Verpestung der Flußläufe durch die industriellen Abwässer entzogen wird. Hier wird nun der Elektromotor ein wirksames Mittel,

die Dezentralisation zu fördern. Er verträgt eben dezentralisirte Anwendung bei zentralisirter Elektrizitätserzeugung. Gleichzeitig aber wird der Elektromotor als Betriebsmittel für lokale Trambahnen zu einem Mittel, die Entfernungen abzukürzen, die Waarentransaktionen zu erleichtern. Damit aber verschwinden die Gegensätze von Stadt und Land, sehr zum Vortheile auch für die Sozialisirung der Landbevölkerung, die noch heute wegen ihrer Trennung von der eigentlichen Industriebevölkerung den hauptsächlichsten Widerstand gegen den Sozialismus bildet. Der Elektromotor wird also nicht bloß zu einem revolutionären Elemente für die Industrie selbst, sondern zugleich auch für die gesammte Bevölkerung.



Der Gladiator. Von A. Stehle.

Konsumenten der umliegenden Städte vertheilt werden. Bei Rheinfelden ist dieser Tage eine gigantische Anlage dem Betriebe übergeben worden, wo im ersten Ausbau des Werkes 16 000, im weiteren Ausbau circa 26 000 Pferdekraften der Rheinstromschnellen, in Elektrizität verwandelt, dem Industriebezirk des Oberrheines zugeführt werden. Ähnliche Anlagen werden bei Gastein, in unserer ostpreussischen Seensette, im Harz, in Westfalen und an anderen Orten geplant. Kurzum, überall, wo Wasserkräfte in ausreichender Konstanz vorhanden sind, entstehen ähnliche Werke.

Da das Wasser ohne Kosten durch die Wärme der Sonne zum Verdampfen und zum Aufsteigen in beträchtliche Höhen gebracht wird und wieder zu

* Die Spannung von 1 Volt entspricht ungefähr dem Druckunterschied bei der Elektrizitätserzeugung durch ein galvanisches Zink-Kupferelement.

Auch innerhalb der einzelnen Betriebe spielt aber der Elektromotor schon heute eine segensreiche Rolle. Während früher ganz allgemein die einzelnen Werkzeugmaschinen von der Haupttransmissionswelle durch Riemen angetrieben wurden, die den Werkstätten nicht bloß Licht und Luft raubten, sondern auch eine permanente Gefahr für den Arbeiter bildeten, kommt man allmählig immer mehr zu der Erkenntnis, daß durch den Antrieb der einzelnen Werkzeugmaschinen durch Elektromotoren nicht bloß erheblich Betriebskraft gewonnen wird, sondern daß auch die Sicherheit und die Raschheit der Produktion bedeutend zunehmen.

Außer dem genannten springt aber noch eine ganze Reihe von Vorteilen im Einzelnen heraus.

Mit Leichtigkeit kann an ein schweres Arbeitsstück eine steigende, durch Elektromotor betriebene Bohr- oder Fräsmaschine usw. herangebracht werden. Die Arbeit für das Zurichten wird erspart, der ganze Arbeitsprozeß wird dadurch verkürzt.

In Bergwerken, beim Tunnelbau, zum Betriebe von Strähnen, Winden, Aufzügen usw. spielt der Elektromotor eine von Tag zu Tag steigende Rolle; aber überall kommt er nicht der Kleinindustrie, sondern in allererster Linie und fast ausschließlich der Großindustrie zu Gute. Auf dem Gebiete der Großindustrie wird auch der Elektromotor seine eigentliche Rolle spielen.

Ob aber die wunderthätige Fee Elektra die Arbeitsmühe auch nur eines einzigen Menschen, der nicht von der Arbeit Anderer lebt, erleichtern wird?

Die Optimisten hoffen es, aber wir wissen es, daß auch er, wie jeder jeder Fortschritt in Industrie und Technik, nur weiter dazu beiträgt, die Kapitalkonzentration zu vermehren, die Abhängigkeit des Lohnarbeiters vom Kapital zu erhöhen. Erst in der Zeit, in der die Arbeitsmittel Eigentum der Gesellschaft geworden sein werden, wird auch der Elektromotor seine kulturhistorische Mission vollkommen erfüllen. —

— Schnitzel. —

Die Krankheiten, die das Wachstum der Menschheit bezeugen, nennt man Revolutionen. Friedrich Hebbel.
Es ist eine Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder räubern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an dem es sich stößt.
Vintenberg.

Das moderne Hotel.

(Schluß.) Von Hugo Focksch.

Im Souterrain — alle früher genannten Arbeitsräume sind, mit Ausnahme etwa der Leinwandkammer, unter der Erde gelegen — befinden sich auch die Maschinenräume für das elektrische Licht,

Erholung suchend im Bade weilt, das Geschäft geht weiter. „Seine Leute“ werden beaufsichtigt von den etwas besser bezahlten Aufsehern höheren und niederen Grades. Einer kontrolliert den Anderen.

Wie geschieht diese Kontrolle im Einzelnen? Welche Einrichtungen ermöglichen es, daß dem Unternehmer nicht ein Pfennig verloren geht? Nun, die Buchführung muß natürlich eine exakt kaufmännische

sein; überall ist das Bonussystem eingeführt, in Einzelheiten mag die Handhabung voneinander abweichen, je nachdem es sich um Jahres-, Saison-, Passanten- oder Familien-Hotels handelt.

Jeder Hotelgast wird in den Büchern unter der Nummer seines Zimmers geführt; er existiert für das Personal nur unter dieser Nummer. Der Stellner erhält nirgends, weder in der Küche, noch beim Kellermeister oder Blüffetier, noch in der Kaffeeküche oder bei der Mansjell irgend Etwas, ohne daß er einen „Bon“ mit Angabe der Zimmernummer und mit seinem Namen unterzeichnet abgibt. Da für Alles auf der Etage Servirte höhere Preise berechnet werden, so hat der Zimmerkellner diese mit auf dem Bon zu vermerken. Der Portier trägt alle seine Auslagen für die Fremden, sowie die Bäder und die Heizung nach Angabe der Zimmermädchen und der Hausdiener in seine Bücher ein. In vielen Häusern werden die Stellner noch außerdem verpflichtet, Alles in die ausliegende Kladde einzutragen. Dieselbe wird jeden Tag gewechselt; die gestrige kommt heute in's Bureau, wird dort mit den von allen Stellen eingelieferten Bons verglichen, ergänzt, und dann werden die Eintragungen in die Haupt-

bücher gemacht. Daraus werden dann die Tagesrechnungen ausgeschrieben und den Gästen jeden Tag (mit dem Transport des vorhergehenden) zu ihrer Information und Kontrolle in's Zimmer gelegt. Bis zum letzten abgeschlossenen Tag ist also das Bureau über die Guthaben des Hotels an jeden einzelnen Gast unterrichtet. Meist aber ein Gast im Laufe des Tages ab — und das ist die Regel —, so hat der die Rechnung präsentierende Stellner dafür zu sorgen, daß Alles, was der Gast im Laufe des Tages noch verzehrt hat, mit auf Rechnung kommt. Er hat nur alles vom Tage in der Kladde oder, wo diese nicht eingeführt ist, in das Bonbuch eingetragene (im Bonbuch ist durch Unterlage von Delblättern jedes Wort durchgepaßt) zu notiren und



Plättereier in Antwerpen. Nach dem Gemälde von P. J. Dierckx.

das heute wohl nur noch in wenigen Hotels ersten Ranges fehlen dürfte. Hier befinden sich ferner die Vorrathskammern und Keller für allerhand Dinge, wie Fleisch, Wild, lebendes Geflügel, Gemüse, Konserven, Kohlen, Holz.

Ist die Küche das Herz, so ist das Bureau der Kopf des Hotels. Hier laufen alle Fäden zusammen. Die heutigen „Grand Hotels“ haben eine rein kaufmännische Geschäftsführung; der oder die Besitzer oder Aktionäre brauchen selbst keine Hand zu rühren, ihre Thätigkeit braucht sich nur auf die Kontrolle zu erstrecken, genau wie beim Großkaufmann oder dem Fabrikherrn. Und wenn der Besitzer, ausruhend von seinen Strapazen, in süßem Schlummer liegt, oder wenn er, fern ab vom Schauplatz seines Wirkens,

im Bureau abzugeben. Er schließt nun das Konto des betreffenden Gastes, so daß nachher Niemand mehr Eintragungen auf die betreffende Nummer machen kann. Hat er selbst etwas übersehen, was sich am nächsten Tage durch die Kontrolle leicht ergibt, so hat er den Schaden zu ersetzen. Auch in dem zum Hotel gehörigen Restaurant bezahlen die Hotelgäste in der Regel nicht sogleich baar; wo es aber doch geschieht, besteht die Einrichtung, daß die Tische nummeriert sind. Wie sonst auf die Zimmernummer, wird hier Alles auf die Tischnummer „gebont“, und nachher wird von einer besonders hierfür angestellten Kassirerin die Rechnung ausgestellt, oder aber die Restaurantkellner thun es selbst; in jedem Falle muß jede einzelne Rechnung durchgepaßt sein, so daß eine vollständige Kontrolle möglich ist.

Aber auch sonst, zwischen den einzelnen Ressorts, wird nur gegen Bons etwas verabfolgt. So erhält der Konditor das Mehl, die Butter, Eier zur Herstellung seiner Backwaare von der Mamsell, welche die Vorrathskammern zu verwalten hat, nur gegen Bons, er giebt seine Produkte an die Kaffeemamsell nur ab gegen Bons. Die Letztere erhält aus der Vorrathskammer an Kaffee, Thee, Eiern, soviel sie nur verlangt, aber sie hat einen Bons dafür auszusprechen; die von den Kellnern gegebenen Bons müssen ihr wieder als Ausweis dafür dienen, was sie mit den Dingen gemacht. Unter der Aufsicht des Küchenchefs werden Hunderte von Büchsen Obst und Konserven eingemacht und in die Vorrathskammer eingeliefert. Die Mamsell, vielfach auch ein männlicher Angestellter, ein „Fourier“ (Lieferant), muß darüber quittieren, die Küche erhält die Büchsen später zurück — gegen Bons. Und so wird es im Weinkeller und überall gehandhabt. Einer kontrollirt den Anderen, das Bureau, wo ein Buchhalter und mehrere Schreiber angestellt sind, kontrollirt das Ganze.

Damit dürften von uns wohl alle in einem modernen Hotel ersten Ranges bestehenden Einrichtungen einer Betrachtung unterzogen sein. Natürlich giebt es noch Sonderheiten, deren Beschreibung hier keinen Platz finden konnte, auch nicht brauchte, weil sie eben nicht mit jedem Hotel nothwendig verknüpft sein müssen oder können. So giebt es in den Großstädten Hotels, die einen Wintergarten, ein Palmehaus besitzen, andere (in Badeorten) sind mit großen Badeanstalten verbunden, manche zeichnen sich durch große, prachtvolle Parks, Terrassen, Veranden, prunkvolle Ballsäle aus.

Die größten Hotels haben wir nicht in Deutschland, überhaupt nicht in Europa, sondern in Amerika. Diese Weltberge haben oft zehn bis zwölf Stockwerke, sieben- bis achthundert, auch wohl tausend

Zimmer. Hier ist natürlich noch viel mehr, als in den europäischen Hotels, für alle nur erdenklichen Bedürfnisse gesorgt. In dem großen Vestibül sind die Eisenbahn- und Postbüros; von der Stiefelwischanstalt und dem Barbierladen an bis zur Buchhandlung ist da Alles vertreten. Das Hotel hat nicht bloß seine eigene Schlächterei und Bäckerei, sondern hat auch eigene Tapezierer-, Tischler- und Schlosserwerkstätten, sowie eine eigene Druckerei eingerichtet. Ferner unterhält es eine Feuerwehr und einige Geheimpolizisten, die nicht einmal dem Personal, das einige hundert Köpfe zählt, bekannt sind.

Was solche Hotels jährlich an Ess- und Trinkwaaren verbrauchen, läßt sich ermessen, wenn wir uns die Zahlen ein wenig ansehen, die uns in dieser Beziehung von einem größeren Hotel bekannt sind. Das betreffende Hotel hat siebenhundert Zimmer und gehört zu den größten in Paris. Zur Bedienung gehört ein Personal von 250 Köpfen. Es steigen dort jährlich im Durchschnitt 43 000 Personen ab. An Frühstück (d. h. Gabelfrühstück, das in Frankreich zwischen 11—2 Uhr eingenommen, während die Hauptmahlzeit, das Diner, zwischen 5—8 Uhr servirt wird) wurden 89 000, und an der Table d'hôte 192 000, sowie 115 000 Mahlzeiten auf den Zimmern verabreicht. Der Keller lieferte 223 000 Flaschen gewöhnlicheren und 56 000 Flaschen besseren Wein mit 15 000 Flaschen Champagner.

Im Verhältnis zur Größe dürfte in Europa die kleine Schweiz die meisten, wenn auch nicht die größten Hotels besitzen. Im Jahre 1897 zählte die Schweiz 1790 Hotels mit circa 130 000 Betten und zudem noch 1500 kleinere Gasthäuser mit etwa 10 000 Betten. Im Jahre 1894 hatten die Fremden-Hotels rund 24 000 Angestellte, welche als Salaire die Summe von 8 756 500 Fr. erhielten, wovon 6 169 900 Fr. dem männlichen und 2 594 600 Fr. dem weiblichen Hotelpersonal zukamen. Im gleichen Jahre betrug die Gesamtbruttoeinnahmen der Fremden-Hotels in der Schweiz 114 333 744 Fr., die Ausgaben 82 828 296 Fr., so daß die Nettobenefizien sich auf 31 505 475 Fr. bezifferten.

Nachdem wir den Rundgang durch's Hotel beendet, jedem einzelnen Abtheil einen Besuch abgestattet und auch an einzelnen Zahlen den ungeheuren Umsatz eines solchen Niesen-Etablissements kennen gelernt haben, wollen wir noch einen letzten Blick auf das Ganze werfen, um schließlich auch der Stehseite der Medaille ein paar Worte zu widmen.

Das moderne Hotel zeichnet sich schon von Außen durch seinen monumentalen Bau von den Privathäusern aus. Und in seinem Inneren wird eine Pracht, ein Luxus und ein Komfort entwickelt, der

in Privathäusern sich kaum durchführen läßt. Alles wird angewendet, um es dem Gast möglichst heimisch zu machen. Treppensteigen ist ein überwundener Standpunkt, er wird mit dem Fahrstuhl nach oben gebracht. In den Zimmern ist Alles auf das Bequemste eingerichtet. Ein Druck auf den Knopf, und das Zimmer erstrahlt in elektrischem Licht, das von Kronleuchtern und Wandarmen ausgeht. Das Berühren eines anderen Knopfes ruft den Kellner herbei, der sich beeilt, die Wünsche des Gastes zu erfüllen. Schwere Teppiche in Zimmern und auf Korridoren dämpfen die Schritte der Gehenden. Und die Gänge und die große Haupttreppe, die Speisesäle und Salons, die Rauch- und die Lesezimmer, luxuriös und praktisch eingerichtet, schwimmen am Abend in einem wahren Lichtmeer. Ueberall Pracht und Komfort und überall dienbare Geister, die jedem Winke zu folgen bereit sind.

Aber wie leben die „dienbaren Geister“ in diesen oft geradezu feenhaft ausgestatteten Prachtbauten? Werden sie wenigstens einigermaßen menschenwürdig wohnen?

Es dürfte wohl kaum einen zweiten Ort geben, wo die sozialen Gegensätze so hart aufeinander stoßen, wie im Grand Hotel. Ohne jeglichen Uebergang, ohne Abstufung gelangt man da aus dem Reich der Herren in das der Beherrschten und Bedrückten. Hier die mit allem Komfort der Neuheit ausgestatteten traulichen Salons und hoch oben im fünften und sechsten Stock und theilweise im Keller, wo die Hausklaven wohnen, welches Bild sehen wir dort? Stahle, unfreundliche Zimmer, in welchen oft drei, vier, ja bis zu zehn Personen zusammengepfercht sind, Zimmer, die auf die allernothdürftigste Weise ausmöblirt sind, aller Bequemlichkeit bar. Oft fehlt es sogar an einem Kleiderständer, und Bettwäsche und Handtücher werden nicht allzuhäufig gewechselt.

Nachdem der Kellner den ganzen Tag bereit gestanden, dem Winke des Gebieters — denn jeder Gast im Hause ist fast „unumschränkter“ Gebieter über ihn — gewärtig, jedem seiner Wünsche nachzukommen, steigt er dann hinauf in sein Reich, das so dürftig, so elend, so kahl ist.

Und wie mit dem Wohnen, so ist's mit dem Essen. Das Wort: „Man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden,“ findet hier in den allermeisten Fällen keine Beachtung. Die Personen, die dazu berufen sind, fortgesetzt Anderen die leckersten Speisen zu bereiten und zu serviren, erhalten in der Regel selbst ein Essen von zweifelhaftester Güte. Bei ihrer überlangen Arbeit von 14, 16, auch 18 Stunden erhalten die Kellner eine geradezu lächerlich geringe Summe als „Salaire“. —

Des Königs Uniform.

Von Henrik Pontoppidan.

(Schluß.)

Aber jetzt war es, als flamme auch endlich in ihrem Herzen die Liebe auf. An dem Tage, da die Botschaft von Hammer's Ernennung das ferne Haidedorf erreichte, hatte sie sich unter festigem Schluß an die Brust ihres Mannes geworfen und ihn mit Liebkosungen überschüttet, die ihn schier verlegen machten. Es war, als vergäße sie von dem Tage an seine fünfundsünfzig Jahre und seine schon ergrauten Haare. Sie erblickte in ihm nur ihren Retter, den Erlöser ihrer Seele, den Befreier ihres Lebens, und gab sich ihm mit einer feurigen Leidenschaft hin, die dem schon alternden Manne einen nicht geringen Ersatz bot für die Scheerereien und Kümernisse, die sein Amt in diesen unruhigen Zeiten mit sich brachte.

Trotzdem betrachtete die junge Frau diese Vergebung nur als den ersten Schritt zur Verwirklichung einer Hoffnung, der sie selbst in ihrer tiefsten Trübsal nicht ganz hatte entsagen können, der Hoffnung, in nicht allzu ferner Zeit in die Stadt zurückkehren zu können, die für sie die einzige im ganzen Weltall war und deren bloße Nennung ihre Augen mit Thränen zu erfüllen vermochte: Kopenhagen. Ihr ebenso kluger als hübscher Kopf erfann verwegene

Pläne, die die Huldigungen, die ihr Alle in der kleinen Stadt erwiesen, täglich nähren halfen. Sie wußte sehr gut, was es für einen Beamten bedeutete, eine hübsche und lebenswürdige Frau zu besitzen, und hatte sehr schnell begriffen, was für Stufen es seien, die zur Zeit in die Höhe führten.

Und sie hatte ihre hübschen Hände nicht in den Schooß gelegt.

Auf diese Weise war sie schon der erklärte Liebling des kleinen Amtmannes geworden. Der alte Lehnsgraf zu Annichof vergötterte sie, seitdem sie ihm einmal bei einem Diner die Serviette unter dem Kinn befestigt hatte. Sogar Herr Simmelstjär schmolz wie Butter unter dem Einfluß ihrer klaren, strahlenden Augen, garnicht zu reden von dem Offizierskorps der Garnison, das sie dadurch im Sturm erobert hatte, daß sie ganz von selbst ihre Mitwirkung bei dem bevorstehenden Wohlthätigkeitskonzert angeboten, das zum Besten der Kopenhagener Festungswerke abgehalten werden sollte.

Als sie nur ihren Mann eintreten hörte, wandte sie, ohne die Hände von den Tasten zurück zu ziehen, lächelnd den Kopf, um ihm wie gewöhnlich zuzunicken.

Aber nachdem sie einen Blick auf sein Antlitz geworfen hatte unterbroch sie plötzlich mit nervöser Bewegung ihr Spiel, löschte hurtig beide Klavierterzen und erhob sich.

„Ach nein, Liebste, hör' doch nicht auf!“ bat Hammer eindringlich.

„Ich bin jetzt müde,“ sprach sie und schritt einem Kanapee zu, das unter einer mächtigen Gruppe von Blattpflanzen stand, neben einem kleinen, runden Mosaiktisch, auf dem eine niedrige Lampe mit breitem, japanischem Seidenschirm brannte.

Hier setzte sie sich nieder und ergriff eine Stiderei, während der Kreisrichter mit zerstreuter Miene in dem großen, salonmäßig ausgestatteten Zimmer auf und ab zu schreiten begann, sich bald vor eine Etagerie mit Nippfachen hinsetzte, bald eine Lithographie an der Wand betrachtete, oder sich den Anschein gab, als fessele ihn ein Bild in den illustrierten Prachtwerken, die den Tisch bedeckten.

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen.

Frau Hammer begriff bald, welche Ursache die Unruhe ihres Mannes hatte. Sie war vorichtig genug, sich stets von dem Stand der politischen Prozesse unterrichten zu lassen . . . um bei Zeiten ein

Unglück verhindern zu können, falls Hammer daran denken sollte, „Dummheiten“ zu machen. Daher wußte sie auch gut, welche Frage er bald an sie richten würde. Es war in der letzten Zeit schon mehrmals geschehen, daß er ihr gegenüber seiner gedrückten Stimmung Luft machte, und sie mußte dann alle ihre Ueberredungskünste aufbieten, um ihn zur Vernunft zu bringen.

Plötzlich hörte sie ihn in dem entgegengesetzten Winkel des Zimmers sagen: „Was liegt denn hier?“

Sie blickte in die Höhe, senkte aber schnell wieder die Augen, während ihr das Blut in die Wangen schoß.

„Was ist das?“ wiederholte er und näherte sich, ein Papier in der Hand, der Lampe.

„Nun, das kannst Du ja wohl sehen,“ antwortete sie etwas ungeduldig, indem sie sich tiefer auf ihre Stickerie herabbeugte. „Es ist eine Liste.“

„Wie beliebt? . . . Schreibst Du auch Listen? . . .“

„Ja . . . Warum nicht?“

„Aber was in aller Welt bedeuten alle diese Namen?“

„O, Du großer, kluger Mann! . . . Erräthst Du es wirklich nicht? Das sind natürlich die Namen Derjenigen, die in der nächsten Woche nach dem Konzert zu unserer Abendgesellschaft eingeladen werden sollen.“

„Wieder Gesellschaft!“ rief der Kreisrichter und ließ das Papier sinken. „Was willst Du damit sagen, Agathe? . . . Vor kaum vierzehn Tagen haben wir unser großes Diner gegeben . . . und da denkst Du nun daran . . .“

„Ach, es war natürlich nur Scherz,“ warf sie leicht hin. „Ich weiß ja wohl, daß Du es nicht gern hast . . . Aber es amüßte mich, aufzuschreiben, wen wir hätten einladen müssen, falls wir diese Abendgesellschaft gegeben hätten.“

„Na . . . und da wolltest Du alle diese Menschen versammeln? Ich sehe unter Anderem sämtliche Offiziere der Garnison und . . . was ist das? . . . Simmeltjär! . . . Hattest Du wirklich die Absicht, Simmeltjär wieder einzuladen, obgleich er schon neulich am Diner theilnahm?“

„Ja, warum denn nicht?“

„Du! . . . Mir scheint, Du hast plötzlich eine merkwürdige Vorliebe für Herrn Simmeltjär gefaßt, Agathe!“

Frau Hammer wandte sich schnell um und blickte ihren Mann fest und kalt an.

„Pfui!“ sprach sie und lehrte ihm darauf verächtlich den Rücken. „Jetzt will ich garnicht länger mit Dir reden.“

„Nun, nun, liebe Agathe! . . . So war es ja nicht gemeint,“ erwiderte der Kreisrichter hastig; er war ganz roth geworden, erst vor Born und dann vor Berlegenheit. „Aber Du weißt, wie wenig ich diesen Mann schätze . . . und mir scheint, Du könntest etwas Rücksicht darauf nehmen.“

„Ja, mein Geschmach ist er auch nicht, dessen kann ich Dich versichern. Aber er ist nun einmal ein Mensch, den vor den Kopf zu stoßen man sich bei den jetzigen Zeiten hüten soll. Hast Du mir nicht selbst erzählt, daß er einen nicht geringen Einfluß bei Personen hat, mit denen gerade Du auf gutem Fuße stehen mußt, wenn Du die Absicht hast — was Du mir ja versprachst — schnell zu avanciren? Daher ist es wohl am besten, daß sowohl ich als Du Herrn Simmeltjär alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen . . .“

Der Kreisrichter antwortete nicht; die Worte seiner Frau schienen plötzlich seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben zu haben, und von Neuem begann er im Zimmer hin und her zu wandern, bald hier, bald dort innehaltend, um unruhig Zeitungen und Bücher in die Hand zu nehmen.

Wiederum herrschte eine Weile vollständiges Schweigen.

Endlich ließ er sich im dunkelsten Winkel des Zimmers in einen Lehnstuhl fallen und sprach: „Du redest von Avancement, Agathe . . . Weißt Du, an was ich gerade gedacht habe?“

„Nein, mein Freund!“ antwortete sie mit einem nervösen Zittern in der Stimme, welches verrieth, daß sie trotzdem mit ihres Mannes Gedankengang vollkommen vertraut war.

Hammer setzte seine Rede nicht gleich fort, sondern saß eine Weile unbeweglich da und starrte auf den Teppich.

Dann sprach er gleichsam wie in Gedanken verloren und ohne anzublicken: „Hör' einmal, Agathe . . . Was würdest Du sagen, wenn ich Dir den Vorschlag machte, wieder nach Bjerrebro zurückzukehren?“

Frau Hammer zuckte leicht zusammen; das war gerade die Frage, die sie erwartet hatte. Bjerrebro war nämlich der Name des Dorfes, in dem sie zehn Jahr lang lebendig begraben gewesen war, und es hatte den Anschein, als mache der bloße Klang dieses Namens sie schon erblaffen.

„Ach . . . Du Schelm!“ rief sie mit erzwungenem Lachen. „Kommst Du nun wieder mit Deinen Scherzen?“

„Nein, nein . . . liebe Agathe,“ fuhr der Kreisrichter mit peinlichem Ernst fort. „Es ist wirklich kein Scherz. Ich habe schon früher mit Dir darüber gesprochen . . . Bin ich zu alt oder, ich weiß nicht . . . aber ich kann hier gleichsam nicht recht in Gang kommen.“

„Aber, lieber Hammer! . . . Du warst doch anfangs so vergnügt. Und, weiß der Himmel, Deine Thätigkeit draußen in Bjerrebro machte Dich nicht allzu glücklich.“

„Ach nein, allerdings . . . aber trotzdem. Siehst Du, damals wußte ich nicht, auf was ich mich einließ. Ich hatte es mir damals ganz anders vorgestellt, des Königs Uniform zu tragen — wie man sagt. Ich kannte die Beschwerden nicht oder, um ohne Umschweife zu reden, die verpfuschten politischen Verhältnisse, in denen wir leben, und die neuen Rechtszustände, die sie mit sich gebracht haben, verdoppeln die Beschwerden und Lasten des Beamten. Du verstehst das nicht und kannst Dich schwerlich in die Sache hineinversetzen; aber ich sage Dir, es ist nicht leicht, wenn man nicht mit vollkommen reinem Gewissen die Pflichten ausüben kann, die einem obliegen. Ich meine nicht gerade, daß man gezwungen wird, gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Keineswegs! Aber trotzdem . . . das Verhältniß bleibt drückend und peinlich. Und wenn man nun, wie ich, nicht absolut gezwungen ist, eine solche Bürde auf sich zu nehmen, dann . . . ja, liebe Agathe, mir scheint, aufrichtig gesprochen, daß es viel behaglicher draußen in Bjerrebro war, wo wir friedlich für uns leben konnten, ohne gezwungen zu sein, all' diese Rücksichten zu nehmen und uns all' diesen Formen anzupassen . . . Ich habe so oft in der letzten Zeit an unsere alte, alte Wohnung da draußen gedacht, die nach unserer Abreise noch leer steht, und habe es nicht lassen können, mich herzlich nach derselben zu sehnen . . . Nun, was sagst Du dazu, mein Mädchen? . . .“

Von ihrem Kanapee aus hatte Frau Hammer ihren Mann hier und da mit forschendem Blick betrachtet, während er sprach.

Nun erhob sie sich lächelnd, legte ihre Handarbeit auf den kleinen Mosaiktisch und glitt gleichsam schwebend über den Teppich hin, dem Winkel zu, wo er saß. Hier setzte sie sich unter verführerischem Mäuschen des Seidenkleides auf seinen Schooß, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und näherte ihr Antlitz dem seinigen.

„Du häßlicher, alter Brummbar,“ sprach sie und starrte ihm in die Augen, „wie kannst Du es nur über's Herz bringen, Deine kleine Agathe so zu erschrecken! . . . Nein, nein, ich erlaube Dir garnicht zu reden. Nichts will ich hören! Sprichst Du auch nur ein Wort, dann reiße ich Dir alle Haare aus, Du häßliches Ungeheuer, der Du Dich nicht das Geringste um Deine kleine Frau kümmerst, und sie wieder weit fortzuschicken willst, damit sie krank wird und vielleicht stirbt. . . . Nein, nein, es ist nicht wahr, Du bist kein Ungeheuer,“ unterbrach sie sich plötzlich mit einschmeichelnder Zärtlichkeit und lehnte ihren Kopf an den ihres Mannes. „Denn es ist ja garnicht Dein Ernst. . . . Du willst Deine kleine Agathe nicht wieder dort hinausjücken, zwischen diese entsetzlichen Hügel. . . . Du willst nicht, daß sie wieder eine häßliche, alte Kantippe mit hohlen Backen und dunkelunränderten Augen werden soll. . . . Willst Du das? . . . Sag', daß Du es nicht willst. Du

wünschst doch, daß Deine kleine Frau vergnügt und heiter sei, und weißt auch, daß dies nur hier der Fall sein kann. Nicht wahr? Sei nun mein lieber, guter Mann, Hammer. . . . Und . . . sag' auch Ja zu der Abendgesellschaft, von der ich sprach. Laß Deine kleine Agathe nur dieses eine Mal ihren Willen haben, Du weißt, wie sehr ich Dich dann auch lieb haben werde. . . . Nein, nein, Du darfst nicht reden. . . . Sag' nur Ja . . . und dann gib mir einen Kuß.“

Sie hatte ihn ganz mit ihren Armen umschlungen und reichte ihm ihre schwellenden Lippen.

So viel liebevoller Zärtlichkeit konnte der alternde Kreisrichter nicht widerstehen. Er preschte sie an sich und küßte sie bewegt. „Meine kleine Agathe! . . .“

IV.

Am nächsten Morgen hielt ein offener Landbauer vor dem Kreisgericht.

Auf der Steintrappe stand schon der Assessor Simmeltjär, vollkommen reisefertig. Die goldbetreßte Mütze auf dem rötlichen Kopfe und ein Protokoll unter dem Arm. Er wartete schon während einiger Minuten hier und blickte wohl zum zwanzigsten Mal auf seine Uhr, während er einen Fluch vor sich himmurmelte. Er biß die Lippen zusammen und sah erregt aus. Es hatte den Anschein, als brenne er vor Ungeduld, seine Thätigkeit in Angriff nehmen zu können.

Es schien ein ungewöhnlich schöner Tag werden zu wollen. Die ganze Nacht hatte es geregnet, aber nun brach die Sonne hervor und schien auf die rothen Ziegelbächer herab, wo Schaaren von Sperlingen und Staaren saßen und ihre Stimmen erschallen ließen.

Endlich öffnete sich die Thür hinter dem Assessor und der Kreisrichter trat heraus, gefolgt von dem baumlangen Landpolitisten, der sein Reisezeug trug und dabei ein so schafsköpfig-verblüfftes Gesicht machte, wie es nur Leuten eigen ist, die soeben einen unerwarteten Mißfall empfangen haben.

Kreisrichter Hammer sah auch nicht darnach aus, als ob in dieser Morgenstunde mit ihm zu spaßen sei. Ohne Herrn Simmeltjär anzublicken, ja fast ohne seinen Gruß zu erwidern, stieg er in den Wagen und machte sich so breit auf dem Vorderstuhl, daß, wenn es nicht eine Unhöflichkeit gegen den Assessor sein sollte, es noch weniger als eine Auforderung aufgefaßt werden konnte, an seiner Seite Platz zu nehmen.

Herr Simmeltjär setzte sich daher auf den Rücksitz und that, als habe er nichts verstanden. Aber gleichzeitig schloß er einen Augenblick die Augen, als dächte er im Stillen: Das werde ich Dir noch gedenken, mein Freund!

Der Polizist kroch wie ein langer Affe auf den Bock neben dem Kutscher, und fort rollte der Wagen.

Vor der Mündung einer schmalen Gasse, die zur städtischen Kaserne führte, hielten zwei berittene, bis an die Zähne bewaffnete Gendarmen, die, nachdem sie die Insassen des Wagens in stramm militärischer Weise begrüßt hatten, auf die Straße hinausgeschwenkten und sich dem Zuge anschlossen.

Hierauf erreichten sie die eigentliche Stadt.

Das Geräusch des Wagens und das Geräusch der vielen klappernden Hufeisen erregte Jedermanns Aufmerksamkeit in der langen, schmalen Straße, die sie passiren mußten. Ueberall kamen die Leute an's Fenster, die Handwerker traten vor ihre Thür, und die Hunde fuhren bellend auf die Straße hinaus. In allen Gesichtern gewahrte man ein gewisses, humoristisches Lächeln beim Anblick dieses vorbeiraufschwebenden, kriegerischen Aufzuges. Man begriff offenbar sofort die Situation und wußte, wem die Reise diesmal galt.

Während Herr Simmeltjär mit blasirter Miene seinen kleinen, hellrothen Schnurrbart strich, saß Kreisrichter Hammer, eingehüllt in seinen Mantel und in die Wagenecke zurückgelehnt, da und schaute unzugänglich vor sich hin. Noch immer sprach er kein Wort. Er fühlte sich beschämt und gedemüthigt von all diesen vorwitzigen Blicken und dem zweideutigen Lächeln, in welchem er denselben heimlichen Zweifel zu lesen glaubte, der ihn selber plagte. Er begriff gut, daß man ihn mit einer ähulichen Neugierde

betrachtete, wie den Henker auf seinem Wege zur Nichtstätte. Wie ist Dir eigentlich zu Muthe, mein Freund? fragten alle Blicke. Bist Du auch vollkommen überzeugt von Deinem Recht? sagten alle die lächelnden Mienen. Selbst das weiße Antlitz des Zollverwalters, das er im Vorbeifahren in einem Strafenspiegel erblickte, zeigte dasselbe pharisäische Lächeln; und doch war der Zollverwalter einer von denen, die am lauteften die Anwendung der schärfsten Zwangsmittel gegen das Volk verlangt hatten. Aber diesen Burschen ward es leicht, zu rufen: Hängt sie! denn sie waren es nicht, die die Exekution ausführen sollten! . . .

Der Kreisrichter hatte geglaubt, daß er erleichtert würde aufathmen können, sobald er nur erst die Stadt im Rücken hätte. Aber der Anblick der freien Natur, der ausgedehnten Felder, des weiten, blauen Himmels und der Berge, die sich in der stillen Luft tummelten, trugen nur dazu bei, ihn noch trüber und bitterer zu stimmen.

Unwillkürlich mußte er an sein eigenes, glückliches, freies Leben denken, auf das er so thörichter Weise Verzicht geleistet hatte. Wie lächerlich war es doch, daß gerade er hier fahren mußte, gleichsam als sei er in Feindesland, mit waffenklirrender Eskorte, gefürchtet und verhaßt! Wie ganz anders hätte er es sich gedacht, Vollstrecker des Gesetzes, Arm der Gerechtigkeit, Beschützer der Bekränkten und erwählter Richter der Schuldigen zu sein. Nun kam er daher wie Einer, der Aergerniß erregt, wie Einer, der in den Augen der Bevölkerung selbst Gewalt übt und die Gesetze mit Füßen tritt. Und waren sie wirklich in einem Irrthum befangen, diese Leute, die ihm heute mit ihren erbitterten Protestationen entgegenzutreten würden, so glaubten sie ja doch in ihrem Recht zu sein, zehn-, ja vielleicht hundertmal mehr, als er selbst. . . .

Er ward dadurch in seinen Betrachtungen gestört, daß er Herrn Simmelfür's kalte, farblose Augen durchbohrend auf sich gerichtet fühlte. Er preßte

die Lippen zusammen. Wie er diesen Menschen verabscheute! Wie ihn dieser freche, spionirende Blick empörte! Sein Herz krampfte sich zusammen vor Schmerz und Scham beim Gedanken an die tiefe Demoralisation seines Vaterlandes, deren lebendes Beispiel er in diesem verächtlichen Burschen täglich vor Augen sah. Wie war es nur so weit gekommen? Wer trug die Schuld an dieser Entwürdigung der Macht? Es ergriff ihn ein fast unbezähmbares Verlangen, ihm einmal ernstlich seine Macht und Autorität zu zeigen, endlich das Joch abzustreifen, sich zu erheben und ihn einen verruchten Hund zu nennen, was er auch in der That war.

Aber dann mußte er an seine Kinder denken und an das Versprechen, das er seiner Agathe gegeben. Er vergegenwärtigte sich ihre Bitten, ihre rührende Angst, ihre Zärtlichkeit und ihre Küsse. . . .

Resignirt sank er in seine Wagenecke zurück, eingehüllt in seinen Mantel. Und weiter rollte das Gefährt, begleitet von der waffenklirrenden Eskorte. —

Feuilleton.

Der Gladiator. Zum Kampf bereit sieht er da. Jede Muskel des kräftigen Körpers ist gespannt. Feil saßt er den herannahenden Gegner ins Auge. Noch ist das Schwert gesenkt und der Schild zurückgehalten — im nächsten Augenblick wird die Rechte zum Schläge ausgehoben und die Linke mit dem kleinen Schild heraufgehoben, um den Körper zu decken. Er weiß, daß es einen Kampf auf Leben und Tod gilt, in seinen Augen lodert ein düsteres Feuer, die Frauen ziehen sich zusammen und der Unterkiefer schiebt sich vor, so daß die Brutalität und Energie, die sie zu künden scheinen, sich noch schärfer ausdrückt als sonst. So sieht er in der Skulptur von A. Siehle vor uns, der Typus jener Krieger, deren Kampf das beliebteste Schauspiel bei den Römern war. Er trägt die schwerste Bewaffnung, die bei den Gladiatoren vorkam, Schwert und Schild, Helm, Brustpanzer und Schiene am linken Bein. Es ist nicht seine Schuld, daß er zu diesem Handwert gekommen ist; die Gladiatoren wurden aus den Sklaven und Kriegsgefangenen ausgewählt und von ihren Herren gezwungen, zu kämpfen. Aber die Art seines Auftretens und der Ausdruck seines Gesichts zeigen, daß er sich an die Rolle, die man ihm zugewiesen hat, schon gewöhnt, daß das hohe Schauspiel seine verrohende Wirkung auf ihn ausgeübt hat. —

Plätterei in Antwerpen. Wer spät am Abend, namentlich in den Tagen vor dem Sonntag, durch die Straßen der Großstadt geht, wird oft schon den hellen Schein gesehen haben, der aus den weit geöffneten Thüren und Fenstern eines kleinen Ladens in schmalen Streifen über die Straße läuft. Alle anderen Läden sind schon geschlossen und liegen in tiefem Dunkel; nur hier herrscht noch reges Leben. Man sieht ein paar Mädchen emsig dabei, die frische Wäsche mit dem Plätt-eisen zu bearbeiten. Ein warmer Luftstrom bringt in die kühle Nacht hinaus. Und geht man am nächsten Morgen früh an dem Laden vorbei, so sieht man dieselben Mädchen schon wieder am Plätt-eisen stehen. So geht es bis tief in die Nacht hinein. Es ist ein hartes Brot, um das diese Mädchen ringen müssen. Fast un-erträglich scheint ihre Arbeit im heißen Sommer, wenn die Sonne es schon für die Menschen, die den Schatten aufsuchen können, zu gut meint. Dann wird die Plätt-stube zur Hölle, und es nützt wenig, wenn, wie auch auf unserm Wilde, alle Fenster und Thüren weit aufgerissen werden, um wenigstens etwas Zugluft durch den stinkend heißen Raum gehen zu lassen. Eine Plätterei in Antwerpen hat dem Maler das Motiv zu seinem Wilde gegeben; es ist überall dasselbe Bild. Die dargestellte Anstalt ist sehr groß, eine lange Reihe von Mädchen steht an den Tischen, und hinten geht der Blick durch die Thür in andere Räume. Alles ist in angestrengter Thätigkeit; die Einen tragen die Wäsche in Körben herzu, die Anderen packen die fertige ein, und die Mehrzahl ist mit dem Platten selbst beschäftigt. Unter der Decke sind Stricke gezogen, an denen die Wäsche trocknen soll — Arbeit in Hülle und Fülle. —

Aus der guten alten Zeit. Mit welcher Fürsorglichkeit sich die Geistlichen zu jeder Zeit der „armen Lehrer“ angenommen haben, zeigt nachfolgendes Rezept des Pfarrers Moser in Würtemberg aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Der wohlwollende Herr gab den Lehrern folgende Rathschläge: Der Lehrer suche sich eine vermögende Gattin aus. Er sei paradiesisch. Er erfülle treu seine Pflicht, dann bekomme er auch mehr Geschenke. Er halte seine eigenen Kinder zur Arbeit an; denn sie können durch Spinnen und Stricken verdienen helfen. Er gebe Privatstunden. Er kann Uhren anfertigen und ausbessern. Er treibe Handel mit Schulbüchern. Er schreibe für

Anderer Briefe und dergleichen. Er treibe Wienenzucht. Er erlerne die Feldweidkunst. In Weingebenden lege er einen Weinhandel an. Auch andere Dinge führt Moser an, mit denen der Lehrer Handel treiben könnte, z. B. Kleejamern, Blumenjamern, Lichter, Tabak. Dieser Kleinhandel soll aber unterbleiben, wenn im Dorfe schon ein Krämer ist. Moser vergißt auch nicht, die Lehrer zu ermahnen, sich mit einem geringen Gewinn genügen zu lassen und keinen zu betrügen. Er sei Abschreiber bei Advokaten. Er besaße sich mit Sachzeichnen und dem Anstreichen von Geräthschaften. Die Frau des Lehrers kann die farge Behandlung durch folgende Geschäfte verbessern: Sie gebe Unterricht im Nähen und Stricken, sie wache für Andere seine Geräthschaften, sie helfe bei Ausrichtungen kochen. Durch Seifenfaden, Lichterziehen und Viehzucht ist auch etwas zu verdienen. —

Die Abnahme der Wärme mit steigender Höhe. Nach einer schönen griechischen Sage wurde vor langen Zeiten auf Kreta von dem Könige Minos ein kunstreicher Mann zurückgehalten, so sehr er sich auch nach seiner auf dem griechischen Festlande gelegenen Heimath sehnte. Da verfertigte Dädalus — das war der Name des Mannes — für sich und seinen Sohn Ikarus Flügel, mit deren Hilfe sie von der Insel entwichen. Aber in freudigem Uebermuth, weil er so frei die Lüfte durchsegelte, erhob sich der Jüngling zu hoch, so daß er der Sonne zu nahe kam; ihre sengenden Strahlen schmolzen das Wachs, mit dem die Flügel am Körper befestigt waren, und er stürzte ins Meer hinab, wo er seinen Tod fand. Noch heute wird es nach ihm das Ikarische genannt.

Als ich vor vielen Jahren diese Sage zuerst kennen lernte, hob der Lehrer unter Anderem hervor, daß der sagenhafte Charakter der Erzählung schon aus dem Umstande hervorgehe, daß gerade das Zuhochnfliegen den Sturz des Ikarus verursachte. Je weiter man sich von der Erde entferne, je höher man steige, desto kälter werde es, und umsoweniger Gefahr sei für Ikarus vorhanden gewesen, daß seine Flügel ihm abschmolzen. Warum das so sein müsse, verstand ich trotz der Erklärung meines Lehrers nicht, vielmehr erschien mir die Logik der griechischen Sage viel richtiger. Unzweifelhaft rührt die Wärme auf der Erde von der Sonne her, und folglich müßte es um so heißer werden, je höher man steigt. Andererseits ist es eine bekannte Erfahrung, daß im Hochgebirge der Schnee selbst im heißesten Sommer nicht schmilzt, und ebenso berichten die Luftfahrer von zunehmender Kälte bei zunehmender Höhe.

Wollen wir diesen Widerspruch auflösen, so müssen wir uns das Wesen der Wärme selbst vor Augen halten. Sie besteht in einer außerordentlich heftigen Bewegung der kleinsten Theilchen des strahlenden Körpers, und diese Bewegung wird von dem Aether, der die ganze Welt erfüllt, aufgenommen und weiter geleitet. Der Aether selbst ist weder kalt noch warm, sondern zeigt lediglich bestimmte Bewegungs- oder Schwingungszustände; erst wenn die Bewegung auf andere Körper trifft, werden diese dadurch erwärmt. Je näher man sich an dem ausstrahlenden Körper befindet, um so stärker ist noch die Bewegung des Aethers, und eine um so größere Wärme wird daher entwickelt, wenn die Aetherbewegung auf einen anderen Körper übergeht. Nicht alle Körper nehmen aber die Bewegung des Aethers gleichmäßig auf. Die meisten Stoffe halten nur einen Theil der Aetherbewegung zurück, während der andere ungehindert durch sie hindurchgeht, und nur nach Maßgabe des zurückgehaltenen Theiles erwärmen sie sich.

Die Luft kann nur wenig Wärme zurückhalten, und zwar um so weniger, je dünner sie ist; daher ist es in den oberen Luftschichten empfindlich kalt, und die Tem-

peratur nähert sich der des wärmelosen leeren Raumes (273 Grad Kälte) um so mehr, je höher man steigt. Aber je kälter es in jenen Regionen ist, um so weniger hat die Aetherbewegung von ihrer Stärke verloren, um so größer ist daher noch ihre wärmende Kraft. Wenn aber ein Körper, der die Aetherbewegung oder Wärme zurückhalten kann, bis zu jenen Höhen aufsteigt, so wird er an denjenigen Stellen, die der Sonne direkt ausgesetzt sind, trotz der kalten Temperatur, die ihn rings umgibt, doch viel stärker erwärmt werden, als dies im Thale der Fall ist, wo die Aetherbewegung einen großen Theil ihrer Energie bereits durch die Erwärmung der umgebenden Luft und der Erde verloren hat. So beschäftigen denn auch alle Luftfahrer und Bergsteiger, daß trotz der großen Kälte in den von ihnen erreichten Höhen die sengende Kraft der Sonne viel stärker sei, als unten im Thale. Wenn auch die Finger vor Kälte steif werden, so daß man die Instrumente im Luftschiff kaum bedienen kann, so wird für die Körpertheile, die direkt von der Sonne getroffen werden, die Hitze geradezu unerträglich. —

Die Kohlsuppe. Einem Bauernweib, einer Wittve, starb ihr einziger, zwanzigjähriger Sohn, im ganzen Dorf der flinkste Arbeiter.

Die Gutsherrin desselben Dorfes hatte von dem Anblick der Bauernfrau Kunde erhalten und bezog sich am Beerdigungstage zu ihr. Sie traf die Frau zu Hause.

Vor einem mitten in der Hütte befindlichen Tische stehend, schöpfte die Bäuerin, ohne zu eilen, die rechte Hand gleichmäßig hebend und senkend (der linke Arm hing schlaff herab), die wässrige Kohlsuppe vom Boden des gebräunten irdenen Topfes und führte ruhig Löffel für Löffel zum Munde.

Das Antlitz des Bauernweibes war lang und eingefallen und hatte etwas Finsternes; die Augen waren geröthet und gebrungen . . . aber die Frau hielt sich gerade und fest, wie in der Kirche.

Mein Gott! dachte die Gutsherrin. Sie kann noch essen in einem solchen Augenblick . . . was diese Leute für rohe Gefühle haben!

Und die Gutsherrin gedachte des Todes ihrer neunmonatlichen Tochter, die sie vor einigen Jahren verloren, und wie sie aus Stummer darüber sogar unterlassen, ein schönes Landhaus bei Petersburg zu mietthen — und den ganzen Sommer in der Stadt zugebracht hatte! Das Weib aber fuhr fort, seine Kohlsuppe zu essen. Die Gutsherrin konnte sich endlich nicht mehr halten. „Tajana,“ begann sie, „ist stumm! Hast Du Deinen Sohn nicht geliebt? Wie kannst Du noch Appetit haben? Wie kannst Du diese Kohlsuppe essen!“

„Mein Bassja ist gestorben!“ antwortete das Weib leise, und die zurückgebrängten Thränen strömten wieder über die eingefallenen Wangen, „aus ist es folglich mit mir: lebendigen Leibes hat man den Kopf mir genommen. Warum aber soll die Suppe verloren gehen: sie ist ja gesalzen.“

Die Gutsherrin zuckte die Achseln — und entfernte sich. Sie hatte das Salz billig! —

Iwan Turgenjew.

(Aus „Gebichte in Prosa“. Mitau, Victor Jeltsko.)

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Benthstraße 2, zu richten.